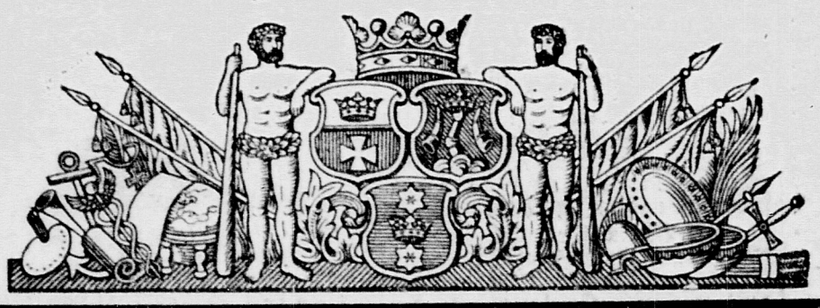
Nr. 113. Morgenausgabe. 1. Blatt. Sonnabend, 8. März 1913.

Königsberger Hartungsche Zeitung.

Die „Königsberger Hartungsche Zeitung“ erscheint täglich in einer Abend- und einer Morgenausgabe mit Ausnahme der Tage nach den Sonn- und Feiertagen. — **Bezugspreis für Königsberg:** Vierteljährlich 3,— Mk., frei Haus 3,50 Mk., monatlich 1,— Mk., frei Haus 1,20 Mk. — **Bei der Post:** Vierteljährlich 3,75 Mk., monatlich 1,25 Mk. (ohne Bestellgeld).

Telephonanschlüsse: **Redaktion** Nr. 1011, **Expedition und Verlag** Nr. 36, **Buchdruckerei** Nr. 3307, **Chefredaktion** u. **Direktion** Nr. 5.



Anzeigen werden in der Expedition Münchenhofstraße 2, sowie in allen Annoncenbureaus entgegengenommen und kosten für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum 20 Pf., für Inserenten außerhalb der Provinz Ostpreußen 30 Pf. **(Arbeitsmarkt u. Wohnungsanzeiger 15 Pf.)** Reklamen 75 Pf.

Das Beleg-Exemplar kostet 10 Pf.

Telephonanschlüsse: **Redaktion** Nr. 1011, **Expedition** und **Verlag** Nr. 36, **Buchdruckerei** Nr. 3307. **Chefredaktion** u. **Direktion** Nr. 5.

Nicht protestieren, sondern arbeiten!

In Küstrin hat eine liberale Volksversammlung den Entschluß gefaßt, alle liberalen Männer des Wahlkreises Königsberg-Neumark aufzufordern, die Kräfte für den nächsten Reichstagswahlkampf zu sammeln, jedoch für die Landtagswahlen sich auf einen öffentlichen Protest gegen das herrschende Dreiklassenwahlrecht zu beschränken. Insonderheit gelte dieser Protest „den Konservativen des preußischen Abgeordnetenhauses, die sich nicht scheuen, die Einlösung eines Königswortes unmöglich zu machen. Begründet wird der Entschluß damit, daß trotz dem bedeutenden Anwachsen der liberalen Stimmen bei der letzten Reichstagswahl in jenem Kreise „unter der öffentlichen Stimmabgabe und indirekten Wahl nicht an einen Erfolg zu denken ist, wenn man sich die berufliche Gliederung der Bevölkerung des Wahlkreises und ihre wirtschaftliche und soziale Abhängigkeit in den meisten Orten vergegenwärtigt.“

Der Protest ist verständlich. Menschlich begreiflich; aber praktisch verfehlt. Die Sozialdemokratie hat auch Jahrzehnte lang sich um die preußischen Wahlen nicht gekümmert; das elendeste aller Wahlsysteme schreckte sie ab. Sie glauben, wenn sie im Reiche mächtig werden, würden sie auf Preußen indirekt einwirken können. Die Partei hat sich eines Besseren belehren lassen. Denn der Fall liegt umgekehrt. Preußen wirkt auf das Reich ein, aber durch das Reich kann auf Preußen nicht eingewirkt werden. Das muß im Lande selbst geschehen. In Preußen selbst muß der Hebel angesetzt werden. Hier heißt es: arbeiten, arbeiten und nicht verzweifeln! Es ist schön und zweckmäßig, Kräfte für die Reichstagswahlen zu sammeln; denn die Reichspolitik ist teilweise die wichtigere. Aber in Preußen werden unsere engeren Schicksale geschmiedet. Preußische Verwaltung und Polizei, die preußischen Bildungsanstalten, die Selbstverwaltung der Städte — das alles kann nur innerhalb Preußens verbessert oder verschlechtert werden.

Praktisch verfehlt ist jener Beschluß auch deshalb, weil der Protest eines einzigen Wahlkreises so wenig wiegt wie das Federchen eines Kanarienvogels. Schwerer könnte er nur ins Gewicht fallen — aber auch dann keineswegs entscheidend — wenn sich ihm eine große Zahl von Wahlkreisen anschließen würde. Aber das wird nicht geschehen. Denn erstens ist die Struktur, die Bevölkerung und Parteiverteilung in den Wahlkreisen verschieden; und zweitens — das ist das Ausschlaggebende und Erfreuliche —, gehört zum Wesen des Liberalismus die Hoffnung auf Besserung. Er will arbeiten auch dort, wo die Erringung eines Mandats noch im Nebelland von Utopien liegt. Erfolg ist ja nicht nur die Eroberung eines Abgeordnetensitzes, sondern auch die Aufrüttelung, die politische Belehrung der Bevölkerung, die Verbreitung des liberalen Gedankens.

Die Wahl ist hierzu der günstigste Zeitpunkt. Wahlzeiten sind Kriegszeiten. Der Lärm des Kampfes weckt auch die Schläfrigen. Versammlungen werden abgehalten. Pioniere in Ortschaften gesendet, in denen sonst die Politik ein unbekanntes Etwas ist. Der Widerstand der Gegner verdoppelt die Kräfte. Saalabtreibungen, Schikanen von Amtsvorstehern, klug berechnete Auswahl von Wahllokalen, die Art der Zusammenlegung von Bezirken und der Bestellung von Wahlkommissaren — das alles gibt, wenn die Bevölkerung geweckt und aufmerksam gemacht worden ist, ganz von selbst wertvolle, praktische Aufklärung. Die Erkenntnis dämmert dann auch dem Gleichgültigsten, wie viel Unrecht in einem Rechtsstaat noch gedeihen kann. Und in jedem Menschen lebt doch, stärker oder schwächer, ein Gefühl dafür, daß das Unrecht ein — Unrecht ist, das bekämpft werden muß. Wird Wahlenthaltung empfohlen, dann können die Gegner unbehelligt arbeiten. Sie brauchen dann überhaupt nicht mehr zu jenen Gewaltmitteln zu greifen, die einen so lehrreichen Anschauungsunterricht bieten und mit denen sie im Grunde genommen für die liberalen Ideen wirken.

Darum Mobilmachung! Organisierung der Wähler! Aufklärung der Bevölkerung. Wer infolge der Aufklärung zu der Ueberzeugung gelangt, daß er wählen müßte und sich trotzdem aus Angst gezwungen sieht, von seinem Wahlrecht nicht Gebrauch zu machen, wird ein Anhänger des Liberalismus. Auch dort, wo die Fortschrittliche Volkspartei nicht die geringste Aussicht auf einen Sieg oder auch nur nennenswerten Erfolg hat, muß sie dafür sorgen, daß die Wähler wenigstens von den Schönheiten und Gerechtigkeiten des preußischen Wahlrechtssystems wieder den richtigen Begriff bekommen. Mit Protest und Zur-Seite-Treten erreicht man nichts, imponiert man auch den Gegnern nicht. Damit bereitet man ihnen nur eine Freude. Nicht protestieren, sondern arbeiten und kämpfen!

Sch—k.

Frankreichs Heeresstärkung.

(Pariser Brief der „Hartungschen Zeitung“.)

In die Verlegenheiten des französischen Heeres geben die jüngsten Verhandlungen des obersten Kriegsrats einen interessanten Einblick. Er hat sich, so teilte ein offizieller Bericht das Resultat dieser wichtigen Beratung mit, einmütig für die Wiedereinführung des dreijährigen Dienstes erklärt.

Das Gesetz vom Jahre 1905 war gut, führten die Generäle aus. Sie mochten sich damit gegen die Vorwürfe verteidigen, daß sie vor wenigen Jahren eine Aenderung in der Dienstzeit gutgeheißen hatten, die von ihnen in der großen Mehrzahl heute als gefahrvoll für Frankreich bezeichnet wird. Seit 1905 habe sich indes viel in der militärischen Situation geändert. Die Notwendigkeit, die dreijährige Dienstzeit wieder einzuführen, sei nicht allein durch die Rüstungen Deutschlands bedingt. Die Aenderungen innerhalb des französischen Heeres selbst erfordere sie. 1909 wurden zugleich mit der Reorganisation der Artillerie die Batterien fast mit einem Schlage verdoppelt. Die Ausdehnung der Verwendung von Bahnen brachte eine Vermehrung der Genietruppen mit sich. Die Maschinengewehre, die 1905 nur vereinzelt den Regimentern zugeteilt waren, sind inzwischen so vermehrt worden, daß heute jedes Infanterieregiment zwei Gruppen hat, die nach dem Reglement 48 Mann zu ihrer Bedienung bedürfen. Auch die Aviatik und die Telegraphie ohne Draht haben den Infanteriekompagnien und Kavallerieeskadrons Mannschaften entzogen. Denn die Leute für alle diese neuen Truppen konnten in Frankreich, das sein ganzes Rekrutenkontingent bis zum letzten Rest erschöpft, nur aus schon bestehenden Einheiten genommen werden. Die Folge ist — darauf wies jeder der Generäle hin — daß das aktive Heer nur noch „das Skelett einer Armee“ darstelle. Die revidierenden Generäle trafen so oft Infanteriekompagnien von 70 Mann, Eskadrons von 40 und Batterien von 80 Mann. Zwei Generäle haben besonders betont, daß eine solche „Anämie“ nicht nur am Tage der Mobilisation gefährlich werde, daß sie auch die Einübung der Truppen ungemein beeinträchtige. Gegenwärtig habe Frankreich zeitweise Infanteriekompagnien und Kavallerieeskadrons, die wegen ihrer zu geringen Stärke nicht imstande seien, Uebungen im Felde zu veranstalten. Die ganze Instruktion leide darunter.

Ein General führte aus: je mehr die Politik eines Landes defensiven Charakter habe, um so besser müßte sie die Grenze schützen. Die Truppen an der Ostgrenze reichten nicht dazu aus, mit Erfolg dem ersten Anprall der deutschen Kontingente standzuhalten. (General Percin bestritt das kürzlich.) Die Vermehrung der Truppeneinheiten um ein Drittel, wie sie die dreijährige Dienstzeit herbeiführen würde, mache die zur Deckung bestimmten Grenztruppen stark genug, einem feindlichen Angriff auch ohne Reservisten zu begegnen. Die zur Diskussion stehenden Abhilfemaßnahmen wurden sämtlich zugunsten der dreijährigen Dienstzeit verworfen. Ein Dienst von 27 oder 30 Monaten führe gerade zur Zeit der großen Uebungen und Manöver das Heer zu „dem Skelett ohne Mark und Blut“ zurück. Truppen aber vom Innern und vom Süden nach der Ostgrenze zu verschieben, hieße die Mobilisation gefährden und in den wichtigen Deckungstruppen die geringen, für die Ausbildung ungenügenden Einheiten bestehen lassen .....

Amtliche Nachrichten.

Der König hat dem ordl. Prof. in der med. Fak. der Univ. in Berlin, Geh. Medizinalrat Dr. Ernst Bumm die königl. Krone zum Rot. Adlerord. 2. Kl., dem Oberstleutn. a. D. Walter Pohl, bish. zweiten Stabsoffizier beim Komm. des Landwehrbez. Frankfurt a. M., den Rot. Adlerord. 3. Kl. mit der Schleife, dem Hauptmann a. D. Viktor vom Endt, bisher im 4. Unterelf. Inf.-Regt. Nr. 143, den Rot. Adlerord. 4. Kl., dem Generalleutn. z. D. Albert Schöpflin, bish. Komm. der 33. Div., den königl. Kronenord. 1. Kl., dem Direktor der vereinigten Maschinenbauschulen in Köln, Geh. Regierungsrat Friedrich Romberg den königl. Kronenord. 3. Kl. verliehen. Ferner hat der König dem k. k. österreich. Finanzbezirksdir., Hofrat Dr. Frhrn. Possanner v. Ehrenthal zu Wien und dem königl. ungar. Ministerialrat im Ackerbauminist. Dr. Ludwig v. Szomjas den Rot. Adlerord. 2. Kl., dem königl. schwed. Major Frhrn. v. Cederström, Komm. des Detachements der Skanska-Husaren, und dem ordentl. Univ.-Prof. Dr. Ritter v. Premerstein zu Prag den Rot. Adlerord. 3. Kl., den königl. schwed. Oberlts. Sigurd af Ekström im 8. Inf.-Regt. Uppland, Karl Trägardh und Wilhelm v. Löwenhjelm im Leib-Drag.-Regt., dem Advokaten Dr. Heinrich v. Sachs zu Fiume, dem Rechtsanwalt Jesus Perea zu Lerdo in Mexiko und dem Ingenieur, Direktor und Fabrikbes. Christian Wisbech zu Christiania den Rot. Adlerord. 4. Kl., dem Generalsekr. des königl. belg. Minist. der Kolonien N. J. Arnold zu Brüssel, dem Unterstaatssekr. im königl. ital. Minist. des Aeußern Fürsten Lanzadi Scalea und dem Kabinettschef im gen. Minist., Gesandten Salvatore Contarini den königl. Kronenord. 1. Kl., dem königl. schwed. Obersten Grafen Orenstierna, Komm. des Leibgarde-Regts. zu Pferde, dem königl. schwed. Obersten der Reserve Viktor Balck zu Stockholm und dem Generaldirektor im königl. belg. Minist. der Kolonien Dr. H. A. Baerts zu Brüssel den königl. Kronenord. 2. Kl. m. d. Stern, dem k. k. österreich. Oberfinanzrat Artur Sandig zu Wien den königl. Kronenord. 2. Kl., dem Abteilungschef im Kabinett des königl. belg. Ministers der Kolonien E. de Jonghe zu Brüssel, den königl. belg. Hauptleuten E. L. A. Mercier, C. M. J. Weber und Christian v. Stockhausen zu Brüssel den königl. Kronenord. 3. Kl. verliehen.

> Der Krieg ist die Quelle alles Uebels und der Sittenverderbnis; das größte Hindernis des Moralischen. Kant.

Kleines Feuilleton.

Die Schere in der Bauchhöhle. Eine alte lustige Geschichte erzählt uns von einem verträumten Geigenbauer, der eines schönen Tages seinen Leimtopf vermißte und ihn erst nach langem Suchen im Innern einer soeben fertiggestellten Baßgeige wiederfand. An diese Anekdote wurde man erinnert, als vor einigen Tagen die Nachricht durch die Zeitungen ging, daß in Berlin einem Kranken durch einen chirurgischen Eingriff eine bei einer früheren Operation in der Bauchhöhle zurückgelassene Schere entfernt worden sei. Es ist leicht begreiflich, schreibt dazu die „Köln. Ztg.“, daß der mit der Operationstechnik nicht vertraute Laie einem solchen merkwürdigen Vorfall völlig verständnislos gegenübersteht und das Zurücklassen irgend eines Gegenstandes bei Bauchoperationen ohne weiteres als eine unbegreifliche Nachlässigkeit des Arztes auffaßt. Aber ganz so schlecht, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat, steht es in einem solchen Falle um die Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt des Operateurs doch nicht. Wenn man auch nicht so weit gehen wird, diesen unbedingt von jeder Schuld freizusprechen, so wird der Sachkundige doch geneigt sein, ihm mildernde Umstände im weitesten Umfange zuzubilligen und das unerwünschte Ereignis in erster Linie auf das Konto der auch bei der größten Vorsicht niemals ganz zu vermeidenden unglücklichen Zufälle zu setzen — und zwar nicht aus falsch angebrachter Kollegialität, sondern aus Gerechtigkeitsgefühl. Um diese Stellungnahme auch dem Laien verständlich zu machen, genügt es, ihm die näheren Umstände vor Augen zu führen, unter denen der Chirurg seinem schwierigen Berufe obliegt.

Da liegt der Kranke, an dem eine Bauchoperation ausgeführt werden soll, auf dem Operationstisch in sogenannter Beckenhochlagerung; der Kopf ist tief nach unten gesenkt, die Beine hochgelegt, damit die Eingeweide vermöge ihrer Schwere möglichst in der Brusthöhle verschwinden und nicht durch fortwährendes Hervorquellen aus der Bauchwunde die ärztliche Arbeit erschweren. Ueber den ganzen Körper ist zum Schutz gegen Infektionen ein keimfrei gemachtes Leintuch gedeckt, das nur die Operationsstelle freiläßt. Und nun beginnt die Operation. Da werden Messer, Scheren, Pinzetten und zahllose andere Instrumente gebraucht; es sind Gazetücher zum Abdecken hinderlicher oder zu schützender Organe der Bauchhöhle erforderlich; durchschnittene Adern spritzen und müssen schnell abgeklemmt werden, damit Blut gespart wird. Es läßt sich gar nicht vermeiden, daß der Operateur bei der gebotenen Eile eine Anzahl oft gebrauchter Instrumente auf das keimfreie Leintuch legt — etwa zwischen die Knie des Patienten, damit er sie jeden Augenblick zur Hand hat. Und nun plötzlich ein aufregender Zwischenfall: die Narkose wird schlecht; die Atmung, der Herzschlag stockt. Unwillkürlich wendet sich die Aufmerksamkeit der Aerzte für einen Moment von der Bauchwunde dem Oberkörper des Kranken zu, der vielleicht eine unruhige Bewegung macht. Es war nur ein einziger, kaum bemerkbarer Ruck, aber er genügte vielleicht gerade, ein Instrument von dem Leintuch in die Bauchhöhle gleiten zu lassen, wo es unter den Darmschlingen verschwindet. — Ein anderes Bild. Der nicht tief genug narkotisierte Patient preßt; geblähte Därme quellen aus der Wunde hervor, und es ist Aufgabe des Arztes, durch schleuniges Auflegen und Hineinschieben einer Anzahl von Gazetüchern das Operationsgebiet wieder freizumachen. Diese Kompressen tränken sich langsam mit Blut und ballen sich im Laufe einer stundenlangen Operation immer mehr zusammen; einzelne von ihnen gleiten, unter dem Druck der arbeitenden Hände aus ihrer Lage geschoben, schließlich in Gegenden der Bauchhöhle, wo man sie nicht vermutet. Endlich ist das schwierige Werk beendet; durch die enge Operationswunde zieht der Arzt vor dem Anlegen der schließenden Bauchdeckennaht eine Kompresse nach der andern aus der Tiefe wieder hervor. Ein einziger kleinerer, in einer Ecke der Bauchhöhle versteckter Gazetupfer entgeht seinem tastenden Finger; die Wunde wird geschlossen — das Unglück ist geschehen. Noch manche andere Lage ließe sich ausmalen, in der eine Häufung widriger Umstände das Zurückbleiben eines Fremdkörpers in der Bauchhöhle in hohem Grade begünstigt. Es ist daher nicht verwunderlich, daß Fälle dieser Art in der medizinischen Spezialliteratur nicht gerade selten beschrieben worden sind. Meist sind es Gazetücher, zuweilen aber auch Arterienklemmen, Pinzetten oder Scheren, von denen in diesem Zusammenhang berichtet wird. Das weitere Schicksal der Kranken, denen ein solches Unglück zustößt, gestaltet sich sehr verschieden. Oft verfallen sie nach einer kurzen Zeit des Wohlbefindens schwerem Siechtum und sogar dem Tode, wenn nicht durch eine zweite Operation das Versehen gut gemacht wird. Mit welchen Schwierigkeiten der Arzt dabei zuweilen zu kämpfen hat, lehrt der Fall eines hervorragenden englischen Frauenarztes, der trotz richtig gestellter Diagnose bei dem von ihm ausgeführten zweiten Bauchschnitt in dem Gewirre der miteinander entzündlich verklebten Därme den Fremdkörper nicht finden konnte; einige Tage später ging dieser dann auf natürlichem Wege ab, leider zu spät für den Kranken, der kurze Zeit darauf an Erschöpfung starb. Erfreulicherweise hilft sich die Natur ziemlich so oft, daß sie den Fremdkörper mit der Zeit in den Darm hinübertreten läßt und ihn so an die Außenwelt befördert, aber begreiflicherweise ist dieser günstige Ausgang stets an eine lange Kette von Krankheit und Leiden geknüpft. Es versteht sich von selbst, daß von ärztlicher Seite alles geschieht, um solche traurigen Unfälle nach Möglichkeit zu verhüten. So ist es in jeder ordnungsmäßig geleiteten Klinik neuerdings zur stehenden Regel geworden, daß sämtliche Instrumente und Gazetücher vor und nach der Operation gezählt werden. Zum Ueberfluß befestigt man noch jedes Tuch an einem langen, am Ende mit einer dicken Glasperle oder etwas ähnlichem versehenen Faden, um so das Verschwinden einer Kompresse in die Bauchhöhle ganz unmöglich zu machen, und der Erfolg zeigt, daß diese Maßnahmen durchaus zweckentsprechend wirken: die Fälle von zurückgelassenen Fremdkörpern sind in den letzten Jahren weit seltener geworden und gehören jetzt geradezu unter die Kuriositäten.

Mit Angelo Gubernatis hat Italien einen seinen namhaftesten Gelehrten und Schriftsteller durch den Tod verloren; er war Orientalist, Literarhistoriker, Dichter, Professor an der römischen Universität. Gubernatis war, wie wir in der „Voss. Ztg.“ lesen, ein Gelehrter von ungemeiner Vielseitigkeit der geistigen Interessen und ein Schriftsteller von wahrhaft staunenerregender Fruchtbarkeit. Es ist daher kaum verwunderlich, daß die Gründlichkeit und Gediegenheit seiner Arbeiten zu ihrer Zahl und ihrem Umfang nicht immer im gleichen Verhältnis steht. Immerhin hat er namentlich auf den Gebieten der indogermanischen Sprachforschung und der vergleichenden Mythologie und Literaturgeschichte sehr Verdienstvolles geleistet und Werke von bleibendem Wert hinterlassen. 1862 ging er mit einem Stipendium der italienischen Regierung nach Berlin, um hier Bopp und Weber zu hören, und wurde nach seiner Rückkehr, kaum 24jährig, als Professor des Sanskrit und der vergleichenden Sprachwissenschaft am Instituto degli studi superiori in Florenz angestellt. Durch seine Verheiratung mit Sophie Besobrasoff, einer Nichte Bakunins, in die sozialistischen Umtriebe der russischen Emigranten hineingezogen, legte er 1865 sein Lehramt nieder, erhielt es aber zwei Jahre später, nachdem er sich von der Bakuninschen Partei losgesagt, zurück. Im Laufe der folgenden Jahre unternahm er ausgedehnte Reisen nach Frankreich, Deutschland, England und Rußland, wiederholt auch nach Indien, und gehörte zu den Begründern der internationalen Orientalistenkongresse. Den zwölften Kongreß, 1910 in Rom, leitete er als Präsident. In Florenz gründete er ein indisches Museum und rief die Società Asiatica Italiana ins Leben, die eine eigene, von ihm redigierte Zeitschrift herausgibt. Im Jahre 1891 gab er sein Florentiner Lehramt auf und folgte einem Rufe als Professor der vergleichenden Literaturgeschichte an die Universität Rom. Von Boccaccio und Petrarca, Dante und Ariost, Galilei und Macchiavelli bis zu Metastasio und Alessandro Manzoni gibt es in Literatur und Wissenschaft kaum einen bedeutenden Landsmann, dem er nicht eine mehr oder weniger ausführliche Lebensbeschreibung gewidmet hätte. Dazu kommt noch das umfangreiche und bei aller Oberflächlichkeit und Parteilichkeit doch recht brauchbare Dizionario biografico degli scrittori contemporanei, das später (1888) erweitert in französischer Sprache erschien, und das ähnliche Dizionario degli artisti italiani viventi. Den größten und dauerndsten Wert unter seinen Schriften können seine Arbeiten auf dem Gebiete der indischen Philologie und Religionsgeschichte und der vergleichenden Mythologie beanspruchen, die zum Teil auch ins Französische, Deutsche und Englische übertragen worden sind. Die internationale Friedensbewegung verliert in Gubernatis einen eifrigen und tatkräftigen Förderer. Früher ein warmer und aufrichtiger Freund Deutschlands, dem er einen wesentlichen Teil seiner Geistesbildung verdankte, und dessen wissenschaftliche Kultur ihn mit Hochachtung und Bewunderung erfüllte, hat er, verführt von dem Zauberwort der „lateinischen“ Verbrüderung, in den letzten Jahren seine Sympathien mehr der belle Franco zugewandt, die sich dem italienischen Liebeswerben gegenüber, wie man weiß, im ganzen ziemlich kühl verhält.